

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊠ | SCHERZ

CHEVY STEVENS

ICH
BEOBACHTE
DICH

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Maria Poets

 | SCHERZ

Anmerkung der Autorin:
Die Orte Lions Lake und Dogwood Bay
sind fiktional.
Alle anderen Orte sind real.



Erschienen bei FISCHER Scherz

Die Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel ›Never let you go‹
im Verlag St. Martin's Press, New York
© 2017 Chevy Stevens Holdings Ltd.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Alexander Groß
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-651-02552-3

LINDSEY | *November 2005*

Ich hatte nicht viel Zeit. Er wartete draußen am Strand – und er zählte jede Minute. Ich spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht, ließ die Rinnsale über meinen Nacken und auf mein Shirt laufen. Ich starrte in den Spiegel. Versuchte mich zu erinnern, wie ich die Lippen formen musste, um nicht so verängstigt auszusehen. Ich lockerte die Muskeln um meine Augen, rieb über die verschmierte Wimperntusche. Es spielte keine Rolle, wie oft ich ihm sagte, dass ich nicht mit diesem Mann geflirtet hatte, ich hätte es genauso gut auf den Ozean hinausschreien können.

Der Betonfußboden des Waschraums war bedeckt mit Sand und Papierstückchen, die an meinen Flipflops kleben blieben. Neben mir kämpfte ein kleines Mädchen mit dem Wasserhahn. Ich beugte mich vor und drehte ihn für sie auf, dann trat ich beiseite, um dem neugierigen Blick der Mutter auszuweichen, die gerade eine der Kabinen verließ.

Sie gingen Hand in Hand hinaus, das kleine Mädchen plapperte etwas über den Weihnachtsmann – würde er sie in dem Hotel finden? Bis Weihnachten war es noch einen Monat. Ich dachte an Sophie und verspürte einen scharfen Schmerz in meiner Brust. Jeden Tag fügte sie ihrer Liste etwas Neues hinzu. Meine Wunschliste bestand nur aus einem Punkt, einem einzigen.

Diese Ferien sollten ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk von Andrew sein, aber das war eine Ausrede. Er wusste, dass er beim letzten Mal zu weit gegangen war. Ich hatte alle

möglichen Gründe angeführt, warum wir nicht nach Mexiko fahren konnten, doch er hatte sich über jeden einzelnen hinweggesetzt und ein Zimmer in dem Hotel gebucht, in dem wir unsere Flitterwochen verbracht hatten. Unsere Suite war dieses Mal sogar noch größer und hatte einen Panoramablick. Als könnten weißer Sand und funkelndes türkisfarbenes Wasser alles wiedergutmachen.

Ich war so umsichtig gewesen, den pinkfarbenen Einteiler anzuziehen, als wir an diesem Morgen zum Strand gingen, darüber trug ich noch mein Strandkleid, das mit dem hohen Kragen und dem Saum, der fast bis zu den Knien reichte. Dazu setzte ich meinen Strohhut und die große Sonnenbrille auf. Als wir das Zimmer verließen, lächelte er zustimmend und zog mich für einen Kuss an sich. Ich verspannte mich, konnte aber keinen Alkohol in seinem Atem riechen oder auf den Lippen schmecken. Ich wollte mich ihm entziehen, doch er musste zuerst den Kuss beenden.

Am Strand ließen wir uns für die nächsten Stunden unter einem der Strohsonnenschirme nieder. Sophie spielte im Sand. Andrew hielt meine Hand, sein Daumen malte träge Kreise auf meine Haut. Eine Frau ging vorbei, und ich bemerkte den bewundernden Blick, mit dem sie Andrew bedachte. Er sah gut aus in seinen weißen Shorts, den klar definierten Bauchmuskeln und der glatten Haut, die schon nach wenigen Tagen in der Sonne einen hellen Bronzeton bekommen hatte. Aber auf mich hatte das keine Wirkung mehr. Ich achtete sorgsam darauf, mich nicht umzuschauen, aber ich stellte mir vor, wie wir auf andere wirken mussten. Ein ganz normales glückliches Paar mit seinem Kind.

Ich tat, als würde ich dösen, doch aus dem Schutz meiner Sonnenbrille heraus beobachtete ich Sophie. Sie baute eine aufwendige Sandburg mit Türmchen und Burggraben. Mit

einem Stock ritzte sie Muster in die Seite, in die sie vorsichtig Muscheln platzierte. Im Januar würde sie sieben werden, und sie hatte die Klein-Mädchen-Phase bereits hinter sich gelassen. Ihre Gliedmaßen wurden schlanker, ihr hellblondes Haar bekam den dunkleren Honigton ihres Vaters.

Sie hob ihren Eimer auf und kam zu uns zurück. »Mommy, ich habe Hunger.«

Wir winkten den Kellner heran, der Andrew schon den ganzen Morgen sein Bier brachte. »Una cerveza, por favor«, sagte Andrew jedes Mal, während ich an meiner Lime Margarita nippte und versuchte, den immer größer werdenden Klumpen in meinem Magen zu ignorieren. Wir gaben unsere Bestellung auf, Hühnchensalat für mich, Burger und Pommes für die beiden. Der Kellner war attraktiv, Haare und Augen waren schwarz, die Zähne blitzten beim Lächeln kurz auf, und sein Gesichtsausdruck wirkte keck. Ich vermied es, ihn anzuschauen, doch dann machte ich einen Fehler. Als ich ihm mein leeres Glas reichte, berührten seine Finger mich für einen kurzen Moment. Es war ein Versehen. Irgendein Geräusch hinter uns hatte ihn abgelenkt, aber ich wusste, dass das keine Rolle spielte. Unsere Hände hatten sich berührt.

Der Kellner stellte mir die frische Margarita hin und verschwand. Andrew trug eine Sonnenbrille, doch sein verkniffener Mund verriet seine Wut, und meine Gedanken rasten wild in der Gegend herum und suchten nach Halt. Ich musste ihn ablenken.

Ich zeigte auf den Strand und die Palmen. »Es ist einfach phantastisch hier.«

»Ja, es scheint dir ja sehr zu gefallen.«

»Es ist so entspannend.« Ich setzte ein freundliches Lächeln auf. Als wüsste ich nicht, auf was er hinauswollte. Als hätte wir das nicht schon so viele Male zuvor durchexerziert.

Sophie, die mit einem um die Hüften geschlungenen Handtuch auf dem Fußende meiner Strandliege hockte, beobachtete unsere Gesichter. Ihre grünen Augen verrieten ihre Sorge. Sie wickelte sich eine nasse Haarsträhne um den Finger. Schon als Kleinkind hatte sie ihr Haar aufgewickelt, wenn sie müde war oder Angst hatte.

»Hast du nicht Lust, noch ein paar Muscheln zu suchen, Spatz?«, sagte ich. »Sie sehen so wunderschön aus auf den Türmchen. Ich rufe dich, wenn unser Essen kommt.«

Sie stand auf, nahm sich ihren aufblasbaren Delphin und lief zurück zum Strand, nicht ohne noch ein paarmal über die Schulter zu mir zurückzublicken. Ich lächelte weiter.

»Du scheinst mich ja für völlig blöd zu halten«, sagte Andrew, als sie außer Hörweite war.

»Natürlich nicht.«

Er konzentrierte sich wieder auf sein Buch und blätterte jede Seite mit einer heftigen Bewegung um. Mein hastiger Atem schien kaum durch die enge Kehle zu passen. Ich nippte an meinem Drink, aber die Margarita war nicht länger erfrischend, und von der Säure zog sich mir der Magen zusammen. Ich rieb sanft über meine Brust, doch der Druck ließ nicht nach.

Unser Essen kam, und der Kellner fragte, ob er uns noch etwas bringen könne, doch Andrew redete nicht mit ihm, so dass ich gezwungen war, für uns beide zu antworten, während Andrew mich anstarrte. Ich konnte seinen Zorn über die Entfernung hinweg spüren, hörte die Tirade, die er bereits probte.

Sophie war schon auf dem Weg zu uns zurück. Ich beugte mich zu Andrew. »Bitte lass es. Bitte mach kein Theater deswegen. Er hat meine Hand *aus Versehen* berührt.«

»Ich habe gesehen, wie du ihn angeschaut hast, Lindsey.«

»Nein, das hast du nicht.« An diesem Punkt hätte ich ihn beschwichtigen sollen, hätte ihm erzählen sollen, dass er der einzige Mann für mich sei, aber die Margarita hatte mich mutig werden lassen. Sie hatte mich unvernünftig gemacht.

»Das bildest du dir nur ein«, sagte ich.

Es war, als würde sein Gesicht auseinanderbrechen und sich vollkommen neu zusammensetzen. Als der wahre Andrew. Der Mann, den außer mir niemand sah.

Sophie rannte auf uns zu und setzte sich neben mich auf die Strandliege. Ihre Haut auf meiner fühlte sich kühl und nass an. Sie griff nach den Pommes. »Hast du meine ganzen Muscheln gesehen, Mommy?«

»Ja, Spatz.« Ich warf einen kurzen Blick auf ihre Burg.
»Sie sind einfach perfekt.«

Andrew kippte Ketchup auf seinen Teller und schmierte mit einer Pommes darin herum. »Iss deinen Lunch, Schatz.«

»Ich muss mir nur kurz die Hände waschen.« Ich spürte, dass Andrew mich auf dem ganzen Weg zum Waschraum beobachtete. Ich hielt den Kopf gesenkt und sah niemanden an.

Ich warf mein Papierhandtuch in den Mülleimer und schob meine Sonnenbrille nach unten. Ich musste zurück an den Strand. Sophie würde noch einmal schwimmen wollen, und ich wollte nicht, dass Andrew sie ins Wasser ließ, nachdem sie gerade gegessen hatte. Ich dachte an die Biere, die er getrunken hatte. Wie viele waren es? Ich wusste es nicht einmal. Früher hatte ich immer mitgezählt.

Sie waren nicht auf den Strandliegen. Mein Salat stand noch auf dem Beistelltisch, die Salatblätter welkten in der Hitze. Mein Glas war leer. Andrews Burger und die Pommes waren verschwunden, Sophies halbaufgeessen. Ich sah

mich um. Sie waren nicht bei der Sandburg. Waren sie vielleicht zurück auf unser Zimmer gegangen? Ich ging zu Sophies Sandburg. Ihr Handtuch lag auf der anderen Seite, ihre limettengrünen Plastiksandalen lagen achtlos abgestreift daneben.

Ihr Delphin war nicht da.

Ich machte ein paar Schritte auf das Wasser zu, eine Hand zum Schutz über die Augen gelegt. Die Wellen hoben und senkten sich, eine wogende blaue Masse. Schwimmer schaukelten auf und ab. Ich kniff die Augen zusammen und versuchte, mich auf die Gesichter zu konzentrieren. Wo war sie? Wo war Andrew? Ich drehte mich um und überflog die Menschen am Strand, den Pulk der Hotelgäste. Ganze Horden von Kindern rannten herum und jagten den Wellen nach. Ich wandte mich erneut um und starrte hinaus auf das Wasser, suchte nach Sophies kleinem Kopf und ihrem roten Badeanzug.

Dann sah ich ihren aufblasbaren Delphin, der sich mit den Wellen auf und ab bewegte – und niemand saß darauf. So schnell ich konnte, lief ich durchs Wasser, die Strömung zerrte an meinen Beinen, meine Füße versanken im weichen Sand. Sobald ich in tieferem Wasser war, schwamm ich mit kräftigen Zügen zu dem Plastiktier und hielt mich daran fest. Sie mussten irgendwo hier draußen sein. Sophie ließ diesen Delphin nie aus den Augen.

Ich konnte ihren pinkfarbenen Schnorchel nicht sehen, aber es waren zu viele Menschen im Wasser. Ich dachte wieder an das Essen, das sie zu sich genommen hatte, an das Bier, das Andrew getrunken hatte. Er war ein guter Schwimmer, aber Sophie lernte es gerade erst, und sie ermüdete schnell. Ich tauchte mit dem Kopf unter Wasser.

Ich sah Beine näher kommen – Männerbeine. Ich kam

wieder hoch und schnappte keuchend nach Luft. Ein älterer Mann, nur wenige Schritte von mir entfernt, nahm seinen Schnorchel aus dem Mund.

»Alles in Ordnung bei Ihnen?«, rief er.

»Ich kann meine Tochter nicht finden!« Noch mehr Leute kamen herbeigeschwommen. *Was hat sie an? Haben Sie sie untergehen sehen? Jemand muss den Rettungsschwimmer holen!*

»Ich habe sie nicht ins Wasser gehen sehen. Sie ist erst sechs. Sie trägt einen roten Badeanzug.« Ein Schnellboot raste dröhnend vorbei, und frische Wellen ließen uns auf und nieder tanzen. Salzwasser spritzte mir ins Gesicht. Der Horizont verschwand und tauchte wieder auf.

Ein Resortangestellter auf einem Jetski gab über Funk Sophies Beschreibung durch. Die Leute tauchten und kamen mit nassen Haaren und beschlagenen Taucherbrillen wieder an die Oberfläche.

Keiner von ihnen fand sie. Immer wieder tauchte ich den Kopf unter Wasser, aber ich sah nur blasse, zappelnde Beine, die den Sand aufwirbelten und das Wasser eintrübten. Ich kam wieder hoch und schaute hinaus zum Wellenbrecher. Könnten sie aufs offene Meer hinausgezogen worden sein?

Eines der Hotelboote kreiste außerhalb des abgegrenzten Schwimmbereichs. Die Angestellten in ihren weißen Shirts und orangefarbenen Shorts suchten den Horizont ab, Ferngläser fest an die Augen gepresst. Ich wartete auf einen Schrei, auf irgendetwas, doch am Strand war es eigenartig still geworden. Die Leute standen am Ufer.

Ich wusste nicht, wie lange ich schon im Wasser war. Mir klapperten die Zähne, und ich war außer mir. All diese Leute, die auf mich einredeten, verwirrten mich. Ich erklärte, dass Sophie bei meinem Mann sei und dass er ebenfalls ver-

schwunden sein könnte. Der Rettungsschwimmer wollte, dass ich zum Strand zurückkehrte, und zerrte an meinem Arm, bis ich endlich mitkam. Wir schwammen zum Strand, und ich stolperte über den Sand, wobei ich immer noch den Delphin umklammerte. Mein Strandkleid klebte an der Haut und den Schenkeln. Meine Beine gaben unter mir nach, und ich sank auf die Knie. Die Sonne brannte auf mich herab und blendete mich, als ich aufs Wasser hinausstartete.

Der Rettungsschwimmer neben mir drängte mich, etwas Wasser aus einer Plastikflasche zu trinken, dann sagte er etwas in sein Funkgerät, spanische Sätze, die ich nicht verstand. Jetskis suchten das Wasser ab.

Und dann war da etwas, eine vage Empfindung, die mich veranlasste, den Kopf zu wenden und den Strand entlangzuschauen. Da waren sie und kamen auf uns zu. Sophie in ihrem roten Badeanzug mit den weißen Tupfen, den wir zusammen ausgesucht hatten. Und Andrew, der auf seinen langen, muskulösen Beinen so vertraut dahinschritt. Sie hielten beide ein Getränk in der Hand. Sophie schien sich zu wundern, was der Trubel zu bedeuten hatte.

Ich sprang auf und rannte auf sie zu. In dem weichen Sand verlor ich beinahe die Balance, doch nichts konnte mich aufhalten. Ich hob Sophie in meine Arme und weinte in ihren Nacken.

»Mom, was hast du?«

»Was ist hier los, Lindsey?«

Der Rettungsschwimmer erreichte uns. »Ist das Ihre Tochter, Señora?«

»Ja, ja!« Ich setzte sie ab, presste meine Hände an die Seiten ihres Gesichts und küsste ihre Wangen, ihre Lippen, ihre nach Sonnenmilch duftende Nase, ihr Haar, das zu salzigen Strähnen getrocknet war.

Andrew unterhielt sich mit dem Mann. »Bitte entschuldigen Sie, dass meine Frau hier so einen Aufstand veranstaltet. Sie hat eine ziemlich wilde Phantasie.« Er lächelte und machte eine kleine, kreisende Kopfbewegung.

Der Rettungswächter lächelte ihm verwirrt zu, legte mir eine Hand auf die Schulter und sah mir ins Gesicht. »Trinken Sie etwas Wasser, Señora. Die Sonne, sie ist sehr heiß, sí?«

Er ließ uns allein. Die Menge zerstreute sich, aber ich spürte ihr Urteil, ihr Flüstern. Es war mir egal. Ich hatte Sophie wieder. Sie stand leibhaftig hier, direkt vor mir.

»Ich hatte solche Angst«, erklärte ich ihr. »Ich habe deinen Delphin im Wasser gesehen.«

»Daddy und ich haben gespielt, und dann ist er abgetrieben. Er sagte, wir könnten ihn später holen.«

Andrew starrte hinaus aufs Wasser. Ich versuchte, aus seiner Miene schlau zu werden, aber er trug seine Sonnenbrille. Wie wütend war er, dass ich so einen Wirbel verursacht hatte?

»Er ist einfach immer weiter abgetrieben«, sagte er. »Ich dachte, wir würden ihn nie wiedersehen.« Dann packte er Sophies Hand. »Komm. Lass uns aus der Sonne rausgehen.«

Wir saßen unter dem Sonnenschirm. Ich zitterte immer noch, obwohl die Sonne direkt auf uns herunterbrannte und ich mich in ein Handtuch eingewickelt hatte – mir war aufgefallen, dass Andrew mein nasses Kleid angestarrt hatte, das an meinen Brüsten und Schenkeln klebte. Sophie saß neben mir, ihre Hand in meiner, und tätschelte mich sanft. »Mir geht es gut, Mommy, wirklich. Es tut mir leid, dass du solche Angst hattest.«

Andrew beobachtete mich. Ich spürte, wie sein Blick sich von der Seite in mein Gesicht brannte. Ich wollte ihn igno-

rieren, doch ich wusste, dass er mich dazu bringen wollte, ihn anzusehen. Ich drehte mich um. Sein Blick hatte etwas Gemeines. Etwas Süffisantes.

»Das war ziemlich peinlich.«

»Warum hast du nicht auf mich gewartet?«

»Du hast zu lange gebraucht.« Er zuckte die Achseln.

»Das hast du absichtlich gemacht. Du hast versucht, mir Angst einzujagen.«

»Sei nicht albern«, sagte er und erhob sich. »Das hast du ganz allein getan.« Er streckte die Hand nach Sophie aus.

»Komm, Süße. Ich helfe dir, noch eine Sandburg zu bauen.«

Ich blickte ihnen nach, als sie davongingen. Sophie sah mich über die Schulter an, ihr kleines Gesicht wirkte besorgt. Ich lächelte beruhigend. Der Rettungsschwimmer kam zu mir. »Ist alles wieder in Ordnung, Señora?«

»Ja, ja, alles ist gut.« Ich wollte nicht, dass er hier herumstand. Er wandte sich ab, und ich sah etwas in seinem Gesicht. Mitleid? Oder hielt er mich einfach für eine dumme Blondine, die überreagiert hatte? Ich dachte daran, wie ich im Wasser um mich getreten hatte, wie verzweifelt ich gewesen war. Wie war ich so geworden? Wie hatte ich mich in diese Frau verwandelt, die nicht einmal ohne Angst in den Waschraum gehen konnte?

Andrew füllte einen Eimer mit Sand. Sophie und er hatten den gleichen entschlossenen Gesichtsausdruck. Er spürte, dass ich ihn beobachtete, winkte mir kurz zu und lächelte freundlich.

Das bildest du dir nur ein. Das hatte ich zu ihm gesagt, und dafür hatte er mich bezahlen lassen.

Aber er wollte mir nicht nur Angst einjagen. Er wollte mich wissen lassen, dass er mir Sophie wegnehmen könnte. Binnen eines Wimpernschlags. Eines Tages könnte ich ins

Bad oder vielleicht einen Moment hinausgehen, und danach wären sie verschwunden. Ich würde sie nie wiedersehen.

Wenn wir wieder zu Hause waren, musste ich ihn verlassen. Ich hatte keine Zeit mehr, um einen Plan zu schmieden. Ganz gleich, was dafür nötig war, ganz gleich, wie riskant es war, ich musste Sophie von ihm fortbringen.

Langsam hob ich die Hand, küsste meine Handfläche und blies den Kuss in seine Richtung.